

DANACH WIRD ALLES ANDERS?

REISE - NICHT NUR ZU ZWEI KINDERN IN DER STALINGRADER SCHLACHT

Das Ende des Zweiten Weltkrieges hat sich kürzlich zum 50. Mal gejährt. Ein Grund zum Feiern? Ein Thema für einen Schülerwettbewerb oder mehr? Wir in der BRD freuten uns alle auf den 8. Mai in diesem Jahr 1995. Die Russen freuten sich auf den 9. Mai, denn das ist ihr Tag X.

Danach wird alles anders. Wir können jetzt endlich vergessen. All das, was wir so künstlich in der Erinnerung bewahrt haben, kann abgehakt werden. Es ist geschafft! Wir haben durchgehalten: alle Workshops, Seminare, Vorträge zum Thema Nazizeit; wir haben Opferkinder, Täterkinder, Zeitzeugen besucht und befragt und sind endlich fertig damit. Endlich in die Zukunft schauen, uns von der Vergangenheit lösen. Welche Erlösung!

Und dies schon nach 50 Jahren. Nicht mehr im Büsserhemd durch Rußland reisen, von Moskau bis Saratow die gleiche Tour, womöglich haben wir vorher noch Minsk und Chatyn mitgenommen - schuldbewußt, schuldbeladen, schuldig, mit schlechtem Gewissen und voller Scham für die Heldentaten unserer Vorfahren vor 50 Jahren...

Das bietet kein Reiseunternehmen an. Aber wir wissen es alle. Deshalb fahren wir doch schließlich nach Rußland. Das kann keine Therapie, keine Selbsterfahrungsgruppe leisten. So eine richtige Reinigung von innen. Es tut unvergleichlich gut, sich einmal richtig schämen zu können, auch traurig zu sein, zu weinen, Buße zu tun, indem man die Bundesdeutsche Geldbörse zückt. Solch eine Reise müßte eigentlich von der Krankenkasse übernommen werden, zumindest von der Privaten.

Immer wenn wir zurückkommen, sind wir glücklich, alles gefällt uns noch viel besser: die Sauberkeit auf den Straßen, in den Hauseingängen, die bunten Farben, die Geschäfte, in denen man **a l l e s** kaufen kann, die hübschen, heilen Werbesendungen.

Am liebsten hätten wir auf unserer letzten Gruppenreise mit akademisch-historisch-politischem Touch frierende und hungernde Russen aller Altersstufen getroffen, die uns aus Dankbarkeit für unsere mitgebrachten Geschenke weinend die Füße küssen. Dabei stellten sie die Mitbringsel ohne sie vorher auszupacken einfach in die Ecke. Überall war das so - von Minsk bis Saratow. Aber schließlich haben wir doch gern unsere Keller und Dachböden ausgemistet. Wo sollen wir denn sonst hin mit unseren alten Klamotten und Wandtellern, die für die Mülltonne zu schade und für Bethel zu kostbar sind, für die Russen aber gerade recht! Damit können wir doch diesen leidensfähigen Menschen Gutes tun. Die haben doch schließlich nichts. Der Staat verrottet. Man sieht im Fernsehen, daß dort nichts mehr geht.

Mit westdeutscher Überheblichkeit, Neugierde und Besserwisserei reisten wir per Flugzeug, Bahn und Bus durch das Land und bestaunten und belächelten dieses und jenes. Geist und Verstand waren gefordert, Diskussionen in Universitäten, Schulen, Museen, Zeitungen.

Und dann als Höhepunkt für das Gemüt Stalingrad! Nicht etwa sprachen wir von Wolgograd, nein, jeder sagte mit einem Zittern in der Stimme **S t a l i n g r a d**. Moderne russische Städte hatten wir gesehen, jetzt waren wir gespannt, es mußte etwas sein, das heimlich erschauern läßt, das auch irgendwie zu uns gehört, sensationell und weltbekannt ist und die Faszination des Todes in sich birgt.

Der Kessel von Stalingrad! Wer kennt nicht die historischen Ereignisse. Wir waren sehr gut vorbereitet, hatten die einschlägige Literatur gelesen. Und als wir dann draußen waren, ca. 20 km außerhalb der Stadt und im Gelände des Kessels herumliefen, erst neugierig suchend, sensationslüstern, - ob da noch Knochen herumliegen? Und dann, als einige von uns die ersten Knochen fanden, fiel die Blasiertheit von uns ab, und wir wurden still, verhalten, anders. Keiner sprach mehr. Dann fand jemand die Erkennungsmarke, den Oberschenkelknochen und schließlich den Schädel. Wir waren wie erstarrt. Dann wurde immer mehr gefunden, es lag alles einfach so da, je weiter wir hinausliefen. Wir hätten, wenn wir es gewollt hätten, mehrere Menschen wie im Puzzle zusammensetzen können. Im Kessel von Stalingrad wurden die Toten nie bestattet. Ein halbes Jahrhundert nach der Schlacht liegen sie einfach noch so auf dem Schlachtfeld herum...

Einige hielten das nicht aus und liefen zum Bus zurück. Dort gab es Streit, weil der Busfahrer irgendeine amerikanische Kassette laut plärrend abspielte. Jetzt wäre für uns Händels Largo angemessen

gewesen. Jetzt wollten wir trauern und weinen, uns unserem Schmerz über den Tod der vielen jungen Menschen voll und ganz hingeben. Der Busfahrer war höflich und schaltete sein Gerät ab. Er, ein junger Mann, dessen Großvater in der Stalingrader Schlacht umgekommen war, verstand den Stimmungsumschwung dieser Deutschen nicht. Warum weinen die jetzt? Ihre Väter sind doch hierhergekommen, um uns zu vernichten!

Nach diesem Ausflug in den Kessel war plötzlich alles anders geworden. Das ehrliche Interesse und die Gefühle für die Bewohner von Wolgograd waren plötzlich da. Nichts schien mehr ritualisiert und verlogen.

Unter welchen Bedingungen hatten die Menschen hier nach der Schlacht gelebt? Wie haben sie den Aufbau der Stadt, die ein halbes Jahr lang belagert und zerstört wurde, organisiert? Wie haben sie ihre Kinder durchgebracht? Wie haben die Kinder die Stalingrader Schlacht verkraftet?

Wir fanden einen Mann und eine Frau, die bereit waren, uns ihre Erlebnisse als Kinder in der Stalingrader Schlacht zu schildern. Und wir trafen auf eine Frau der älteren Generation, die aus ihrer Sicht die Ereignisse wiedergibt.

Stanislas Petrowitsch:

Ich wurde 1937 in Stalingrad geboren und lebe seit dieser Zeit hier. Es ist sehr schwer, über den Tod zu sprechen. Die Geschichte der Stalingrader Schlacht ist die Geschichte des Todes.

Der Winter 1942/43 war ein sehr kalter Winter. Ich lebte mit meiner Familie, wie so viele andere Menschen auch, in einem Keller. Als die Stadt einmal wieder von Deutschen bombardiert wurde, kam ein Deutscher zu uns in den Keller und befahl uns, sofort herauszugehen und uns einen anderen Wohnplatz zu suchen. Wir stiegen also alle die Treppe hoch, ich als erster. Wir traten auf die Straße. Da sah ich vor mir eine Leiche liegen. Ich hatte keine Angst vor der Leiche, denn obwohl ich erst sechs Jahre alt war, hatte ich, wenn ich für meine Mutter Schnee holen mußte, schon einige Tote auf der Straße liegen sehen, sowohl Russen als auch Deutsche, Soldaten und Zivilbevölkerung. Die Deutschen blieben erst ab Januar 1943 auf den Straßen liegen, weil sie wegen der militärischen Lage nicht mehr von ihren Kameraden begraben werden konnten. Ich wußte eigentlich nicht genau, was Totsein bedeutet und hatte immer Angst, daß sie sich plötzlich wieder bewegen und auf mich schießen würden. Deshalb beeilte ich mich immer sehr mit dem Schneeholen.

Es war eisig kalt. Im Januar 1943 waren es etwa 35 Grad minus, und die Leichen lagen festgefroren bis zum Frühling, also mehr als drei Monate, auf den Straßen. Als es taute, fingen sie an zu riechen. Ich habe jetzt noch diesen Geruch in der Nase. Man mußte sie schnell begraben, die ganze Bevölkerung half mit, weil eine Epidemie drohte.

Wie schon erwähnt, kam also dieser Deutsche, jagte uns aus dem Keller und nahm meiner Mutter ihren langen warmen Schal weg. Wir wußten, daß die Deutschen sehr froren, aber wir froren auch. Das war sehr schlimm für meine Mutter. Mich erschreckte dieses Verhalten auch, das weiß ich noch.

Aber manchmal gaben sie den Kindern auch Brot. Sie ließen ihre Wäsche auch von Stalingrader Frauen waschen. Man kann fast sagen, daß die deutschen Soldaten uns während der Stalingrader Schlacht das Leben gerettet haben. Sonst wären wir verhungert.

Wir haben die gesamte Zeit der Schlacht in den Kellern verbracht. Ich habe noch eine andere starke Erinnerung, die mit dem Tod und den Schreien meiner Mutter zusammenhängt: Ich höre heute noch ihr Schreien, als sie erfuhr, daß dort, wo ich mich gerade aufhielt, vielleicht beim Schneeholen, stark geschossen wurde. Tatsächlich verletzte mich eine Kugel etwas am Kopf, aber meine Mutter glaubte, ich wäre tot.

Ich hatte einmal eine Begegnung mit deutschen Soldaten, die sich tief in meinem Bewußtsein eingepägt hat. Ich sah eine Gruppe von Deutschen, etwa 4 bis 5 Männer, im Januar 1943 nackt im Schnee sitzen. Meine Mutter, der ich dies voller Schrecken erzählte, sagte, daß diese Männer Selbstmord verübt hätten.

An den Tag der Kapitulation erinnere ich mich deshalb, weil endlich unsere Soldaten in die Keller kamen und überall Hochstimmung und Freude herrschten. An diesem Tag habe ich mich zum ersten

Mal sattgegessen. Das war wunderbar. Ich bekam soviel Brot, wie ich wollte. Ich rannte voller Freude aus dem Keller. Da sah ich einen schwerverletzten Deutschen auf der Straße liegen. Er hatte keine Hände mehr. Dies machte mir keine Angst, denn ich habe sofort verstanden, daß dieser Mann nicht auf mich schießen konnte. Dann verspürte ich plötzlich einen Geruch von warmem Essen in der Nase, und als ich ihm nachging, kam ich zu einer verlassenen deutschen Feldküche, wo ich eine angebrannte Bohnensuppe und einen Sack mit Bohnenkaffee vorfand. Dies war, so glaube ich, die beste Bohnensuppe meines Lebens nach all dem vielen Hunger. Das war der Tag der Befreiung.

Manchmal denke ich heute noch an den Krieg, wenn ich Kinder schreien höre. Denn ich habe damals so viele Schreie von Kindern und auch Erwachsenen miterlebt.

Bis zu meinem 17. Lebensjahr etwa habe ich ständig vom Krieg geträumt. Ich wachte mit einem großen Angstgefühl auf und dachte, es sei jetzt wieder Krieg. Noch heute, wenn ich Überschallflugzeuge höre, denke ich unwillkürlich an die Bombardements und sehe brennende Häuser vor mir. Ich fühle dann für einen Augenblick so etwas wie Angst, Entsetzen und Hunger. So wie es damals war. Auch die Kälte fühle ich, aber Hunger war für mich viel schlimmer als Kälte. Als ich die deutschen Soldaten in Gefangenschaft gehen sah, kam es mir so vor, als ob sie froh seien, daß alles vorbei war. Auch der Hunger! Jetzt waren sie ihre schlimmsten Leiden los. Auch bei uns, der in den Kellern versteckten Bevölkerung von Stalingrad, war der Hunger das größte Problem, danach erst die Kälte und die Läuse. Für die Deutschen wird alles vermutlich viel schlimmer gewesen sein als für uns, denn sie sind in ihrer Heimat an Sauberkeit, an Ordnung und gutes Essen gewohnt gewesen.

Nach der Stalingrader Schlacht hatte sich die Stimmung gegenüber den Deutschen sehr geändert. Zuerst sahen wir sie als Faschisten und haßten sie. Dann, als sie in Gefangenschaft waren, in den Lagern hier in der Stadt, hatten wir eher neutrale Gefühle für sie oder auch Mitleid. Sie stellten kleine Gegenstände her, und wir Kinder tauschten sie mit ihnen gegen Brot und sagten zu ihnen: "Hitler kaputt". Da ging so etwas Menschliches, fast Schmerzliches über ihre Gesichter.

Irgendwelche Greuelthaten der Deutschen habe ich nie gesehen, ich wußte aber, daß sie unsere Leute nach Deutschland verschleppen. Dieser Krieg war schrecklich.

Jewgenia Petrowa:

Ich wurde 1932 in Stalingrad geboren. Zur Zeit der Stalingrader Schlacht war ich 10 Jahre alt.

Am 23.8. 1942 war der erste Bombenangriff. Alle waren wir in Panik und hatten schreckliche Angst. Von der ersten Minute an habe ich Tod und Zerstörung gesehen. Ich erinnere mich an Verwandte von mir, die müde und erschöpft von der Front kamen. Soldaten, die am Don gekämpft hatten, kamen mit letzter Kraft nach Stalingrad zurück.

Es war im August 1942, die Faschisten näherten sich der Stadt. Aufregung und Panik waren unbeschreiblich groß. Wir wußten von den Deutschen nicht viel, nur, daß sie Faschisten waren, unsere Feinde, die alles vernichten wollten, was sich ihnen in den Weg stellen würde. Ich stand am Straßengraben, als sie in die Stadt kamen. Ich hatte große Angst. Die Stadt war in zwei Teile geteilt, und sie kamen von Westen. Ich hatte mir nicht vorgestellt, daß sie wie Menschen aussehen würden, sondern wie faschistische Ungeheuer, obwohl ich zuerst nicht wußte, was das bedeuten sollte - später wußte ich es. Ihr Vernichtungsfanatismus und ihre Zerstörungswut erklärten es mir.

Damals hatte Stalingrad 550 000 Einwohner. Die Industriebetriebe waren evakuiert worden, und nach Stalingrad kamen Werke aus westlichen Gebieten der Sowjetunion. Uns allen war klar, daß die Ankunft der Deutschen für uns Tod und Schrecken bedeuten würde. Wir wollten unsere Stadt auf keinen Fall verlassen, aber Mitte September 1942 war die Stadt schon zu 80% zerstört, und man begann, einen Teil der Bevölkerung auszusiedeln, d.h. an das andere Ufer der Wolga zu bringen.

Ich habe gesehen, wie die Holzhäuser bis auf das Fundament niederbrannten und die Ziegelhäuser aufgrund der Bombardierungen in sich wie Karten zusammenfielen. Ich habe damals das Wort Feind nicht verstanden, aber der Haß auf die Männer, die meine Heimat zerstörten, ist mir deutlich in Erinnerung geblieben.

Kurze Zeit nachdem sie gekommen waren, hatten die Deutschen schon meine Schule zerstört, unser Haus mitsamt den Bewohnern vernichtet. Meine Mutter, mein zwei Jahre älterer Bruder und ich waren übriggeblieben. Wir hatten fast nichts mehr zu essen. Ich hatte immer Hunger. So wie mir erging es vielen Kindern. Wir verkrochen uns in irgendeinem Keller eines Hauses, das schon zerbombt war, und meine Mutter wollte uns nicht mehr weglassen. Irgend jemand gab uns immer etwas zu essen, und ich erinnere mich genau, wie wir Kinder aus Rache den deutschen Soldaten zuriefen: "Hitler kaputt, Hitler kaputt". Einige von ihnen lachten, andere schlugen uns, wieder andere schossen auf uns - und erschossen dabei einige Kinder. Dann wurden wir aus der Stadt vertrieben. Die Faschisten kamen und jagten uns einfach weg, aus der Stadt hinaus.

Wir mußten in langer Kolonne immer weiterlaufen, tagelang, nächtelang und bekamen nichts zu essen. Manchmal durften wir nachts kurz liegen, dann ging es weiter bis Kalatsch, fast 70 km westlich von Stalingrad gelegen. Wir waren schrecklich hungrig und todmüde. Auf dem Weg wurden viele Kinder verprügelt, andere wurden erschossen, wenn sie austreten wollten. Andere blieben erschöpft liegen und starben. Als wir in Kalatsch ankamen, war bereits ein Viertel der Frauen, Männer und Kinder erschossen worden.

In Kalatsch wurden die Stärksten ausgewählt, um nach Deutschland abtransportiert zu werden, die Schwachen wurden in Lager gebracht. An meine Empfindungen erinnere ich mich ganz genau. Es waren Angst, Haß, Hunger und Durst. Wir waren auch ohne Hoffnung und verstanden nicht, warum die Faschisten uns immer weiter vorwärts trieben.

Nach zwei Wochen waren wir in Tschir am Don angekommen, ca. 300 km von Stalingrad entfernt. Ich hatte lange nichts gegessen, aber dennoch hatte ich Glück, denn Mutter und mein Bruder waren bei mir. Wir mußten für die Faschisten arbeiten, mein Bruder verweigerte eines Tages die Arbeit und wurde halbtot geprügelt. Einige Menschen versuchten, die Deutschen mit goldenen Ringen zu bestechen und konnten weglaufen. Als wir davon hörten, daß in Stalingrad eine Wende eingetreten war, da die Paulusarmee eingekesselt war, flüchtete ich zusammen mit anderen. Vielleicht waren die Faschisten vorsichtig oder ängstlich geworden, sie versuchten jedenfalls nicht, uns zurückzuholen.

Dann kam die Kapitulation von Paulus, und nun war alles umgekehrt. Ich sah, wie sie abgeführt wurden, auf die Todesmärsche gingen, sah, wie elend sie waren, erschöpft, hungrig, frierend und sterbenskrank. Ich hatte überhaupt kein Gefühl für sie, weder Haß noch Mitleid. Ich habe sie teilnahmslos angeschaut. Einige hielten sich nach der Kapitulation noch einige Tage in Kellern auf, bis sie verhungerten oder ihren Verwundungen erlagen.

Ich erinnere mich an einen Deutschen namens Müller, der wohl Kunstmaler war, denn er hatte die Wände des Kellers mit Bildern und seinem Namenszug versehen, bevor er starb. Die Keller der Häuser hat man so gelassen wie sie waren, als man die Häuser darüber wieder aufbaute.

Deutsche Kriegsgefangene mußten die Häuser mit aufbauen, und ich sprang oft mit anderen Kindern auf den Baustellen herum und schaute mir an, was von den Faschisten übriggeblieben war. Jetzt hatten wir keine Angst mehr vor ihnen, und wenn wir sie ärgern wollten, was oft geschah, riefen wir immer wieder: "Hitler kaputt, Hitler kaputt." Sie schauten uns dabei nur müde und traurig an, antun konnten sie uns jetzt nichts mehr.

Maria Wassiljewna:

Sie wurde 1923 im Ural geboren und ging mit 18 Jahren, als der Krieg begann, freiwillig an die Front. Sechs Monate lang wurde sie als Sanitätsinstrukteurin ausgebildet.

Warum gingen Sie freiwillig an die Front?

Wir haben die Heimat und unseren Führer Stalin geliebt, so wurden wir erzogen. Das ganze Volk liebte Stalin. Ich wollte mithelfen, den Krieg möglichst schnell zu beenden, denn dann würde auch mein Verlobter bald zu mir zurückkehren.

Mit welcher Stimmung gingen Sie an die Front?

Ich ging voller Überzeugung und zufrieden an die Front. Gemeinsam mit 3825 anderen Frauen wurde ich in Ufa, der Hauptstadt von Baschkirien, ausgebildet. Von dort wurden wir zunächst nach Saratow,

dann nach Stalingrad gebracht. Ich war in einem Artillerieregiment tätig, und wir bekamen auch eine militärische Ausbildung. Das war im Mai 1942, die Deutschen hatten Stalingrad noch nicht ganz erreicht, die Kämpfe begannen aber schon im Vorraum der Stadt. Es gab ständig Luftangriffe und Bombardements, wir konnten ab Juni 1942 nicht mehr richtig schlafen, denn um diese Zeit begann die Schlacht um Stalingrad. Wir wohnten in einer Schule. Ich erinnere mich gern an unsere Vorgesetzte, eine Ärztin, zu der ich auch heute noch gute Kontakte habe. Oft treffen wir uns zusammen mit anderen Frontkameraden.

Sprechen Sie bei diesen Treffen über den Krieg?

Natürlich sprechen wir über den Krieg, aber weit mehr über das Schöne, das es auch gab, als über das Schlechte. Verstehen Sie bitte, daß man, wenn man alt ist, das Schlechte eher vergißt. Ich denke gern daran, wie ich meinen Mann hier in Stalingrad kennengelernt habe. Ohne den Krieg hätten wir uns nie getroffen, denn ich wohnte im Ural und er in Stalingrad.

Was war Ihr schrecklichstes Erlebnis im Krieg?

Das war für mich der Tod meiner Kampfgenossen. Noch heute verfolgt mich der Geruch von Blut und Erde. Ich habe gesehen, wie sieben meiner Kampfgenossen fielen, schwerverwundet auf der Erde lagen und dann starben. Als ich die Toten sah, habe ich große Angst empfunden. Und besonders schlimm war es, wenn ich Schwerverwundete zu versorgen hatte. Da gab es eines Tages einen besonders schlimmen Fall. Als der Soldat zu mir gebracht wurde, sah ich nur eine erdverschmierte Masse Fleisch und Blut. Dann stellte ich fest, daß seine beiden Arme fehlten, vom linken Arm waren nur noch 8 cm da, vom rechten nur noch 4 cm. Es war schrecklich, ich hatte wahnsinnige Angst, besonders, weil ich das Gefühl hatte, keine qualifizierte medizinische Kraft zu sein. Wenn ich größere Kenntnisse in der Medizin gehabt hätte, dann hätte ich ihm vielleicht seinen Körper besser erhalten können. Er war Kommandeur und erst 20 Jahre alt. Nach der Stalingrader Schlacht hatte ich ihn aus den Augen verloren, habe ihn aber später wiedergefunden. Wir treffen uns bis heute noch.

Fühlten Sie sich an seinem Schicksal mitschuldig?

Dieses Gefühl der Unzulänglichkeit, der Unfähigkeit, des Versagthabens bewegt mich noch heute, aber mein großes Schuldgefühl ist etwas schwächer geworden. Der so schwer Verwundete hat sogar wieder schreiben gelernt. Er hat Prothesen bekommen, die in Kanada angefertigt wurden. Damit ist es ihm sogar gelungen, Maler zu werden. Und er hat eine Frau gefunden, mit der er glücklich ist.

Träumen Sie heute noch vom Krieg?

Ja, leider. Ich würde den Krieg gern vergessen und lieber von meinen Söhnen träumen, aber ich träume von meinem Mann in der Zeit des Krieges, nie von der späteren Zeit mit ihm. Oder ich träume von den Verwundeten. Danach fühle ich mich immer sehr elend.

Welche Gefühle haben Sie Deutschen gegenüber?

Im Krieg hatte ich Mitleid mit den verwundeten Deutschen, genauso wie mit den verwundeten Russen. Die kranken Deutschen, die wir auch versorgt haben, waren für uns Menschen und keine Feinde. Als ich mit dem Kommandeur, der beide Arme verloren hat, die Stelle aufgesucht habe, an der er in Stalingrad gekämpft hat, nahm er sich etwas Erde von dort mit. Nicht weit von uns befand sich ein Deutscher, der keine Beine mehr hatte. Auch er war nach Stalingrad gekommen, um sich Erde von dort mitzunehmen. Auf der ganzen Welt ist es so, daß Soldaten im Krieg gehorchen müssen. Was sollen wir machen? 1985 war ich in Deutschland und bin dort sehr gut aufgenommen worden. Ich habe den Deutschen gegenüber gute Gefühle.

Glauben Sie, daß die Mütter durch die Erziehung ihrer Söhne Kriege verhindern können?

Sie sollten ihren Söhnen sagen, daß der Mensch nicht der Feind, sondern der Freund des Menschen ist. Diesen Krieg haben Stalin und Hitler gewollt.

Rosemarie Papadopoulos-Killius

Die Autorin

Rosemarie Papadopoulos-Killius studierte Geschichte und Romanistik. Die Oberstudienrätin arbeitet als Seminarleiterin am Hessischen Institut für Lehrerfortbildung.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 30/31 1995,*
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>